

34. In der Schule

Im Jahr 1935 wurde ich kurz vor meinem sechsten Geburtstag eingeschult. Wir wohnten damals im Klewergarten, einer kleinen ruhigen Straße unweit der Bürgerschule 47, die vorn in der Davenstedterstraße dicht am Lindener Marktplatz liegt. Der für die Aufnahme zuständige Schularzt hatte zum Stolz meiner Mutter bei mir einen typischen Niedersachsenschädel vermessen, wodurch immer ein solcher gekennzeichnet sein mag. Unser Klassenlehrer war August Wehrmann. Nomen est omen. Er war ein stattlicher, gut aussehender Mann, vielleicht einsneunzig groß oder etwas länger, mit sympathischer Stimme und von ruhigem Wesen. Und er war SA-Mann. Bei Ausmärschen dieser braunen Hitlergarde trug Wehrmann die Fahne. Das erste Klassenfoto, auf dem etwa 40 Schüler dicht gedrängt und mit verrutschten Mützen mehr verkniffen als fröhlich in die Linse blinzeln, zeigt ihn in Uniform. Auf dem Bild vom ersten Zoo-Besuch ist er ganz zivil, beschattet von einem großen weichen Filzhut. -

Es war die Zeit, da die SA - die Sturm-Abteilung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter Partei - bei besonderen Anlässen in ihren braunen Uniformen in Breeches und langen Stiefeln, die Schulterriemen geschnallt und die Riemen von den Mützen unter das Kinn gezogen in der beginnenden Dunkelheit mit brennenden Fackeln von Limmer herkommend in Richtung „Schwarzer Bär“ laut singend durch die Limmerstraße marschierte: „Als die goholdne Abendsonne, sandte ihren letzten Schein, zog ein Rehegiment von Hitler in ein kleines Städtchen ein. Traurig klahangen, ihre Lieder; denn sie truhugen ja zu Grahabe einen guten Kamerad.“ oder „Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschiern im Geist in unsren Reihen mit.“ Gemeint war natürlich „von...erschossen“.

Am Lindener Marktplatz war vor dem Postamt quer über die Straße eine riesige Freilicht-Leinwand gespannt, auf der bei Beginn der Dämmerung die Fox - Tönende Wochenschau mit Propagandafilmen vom Aufbau des dritten Reiches gezeigt wurde. Wogende Kornfelder, wie bei einer Maggi-Reklame, dazwischen „unser Führer“ beim ersten Spatenstich zum Ausbau einer neuen Autobahnstrecke oder beim Stapellauf des neuen Kraft-Durch-Freude-Dampfers, des „Traumschiffes“ der deutschen Werktätigen, oder bei der Auslieferung des x-ten Volkswagens in Wolfsburg. Damals wurde er auch KdF-Wagen genannt, nach dem Freizeitmotto des dritten Reiches die Abkürzung von „Kraft durch Freude“. Der Volksmund wandelte das Kürzel für das Auto um in „Kaum durch Fallersleben“. Fallersleben liegt nicht weit von Wolfsburg.

Meine Klassenkameraden stellten ein buntes Gemisch echter Lindener Butjer dar. Das ist das Spottwort für Bengel, die keiner Balgerei aus dem Wege gehen. Einige entstammen kinderreichen Familien. Auf den Klassenfotos des ersten Schuljahres, das war das zweite Jahr der Hitlerregierung, sehen viele Jungen merkwürdig eingeschüchtert, fast ängstlich aus, so als trügen sie die Sorgen ihrer Mütter im Gesicht. Ich selbst lächle freundlich, zufrieden und unbeschwert in die Kamera.

Es ging uns auch nicht schlecht. Mein Vater hatte ein kleines Auto, einen furchtbar stinkenden Zweitakter DKWupptich, mit dem er über Land fuhr, um Zeitungsleser, Abonnenten für die Niedersächsische Tageszeitung, spöttisch Ente für NT genannt, zu werben. Wenn ich bei unseren Ausfahrten zum Wochenende ins Grüne im Auto hinten saß, wurde mir beim Schaukeln in dem Gestank dieses Ölbenzin-Gemisches immer kotz-übel. Der kleinbürgerliche Wohlstand unserer Familie war aber nur der eine Grund für

meine Zuversicht, wie sie in meinem Gesichtsausdruck auf den Klassenfotos zum Ausdruck kommt. Viel wichtiger noch war die Einstellung zur Schule und zum Lehrer, die mir meine Mutter vermittelte. „Die Lehrer,“ sagte sie, „sind für uns da. Sie werden von uns bezahlt, damit sie dir etwas beibringen sollen. Du brauchst also keine Angst zu haben. Laß Dich von ihnen nicht ins Bockshorn jagen. Sie dürfen Dir nichts tun, sondern sie müssen Dir helfen.“ Den gleichen Standpunkt nahmen wir grundsätzlich allen Staatsdienern gegenüber ein. Vor allem die Polizisten werden von uns besoldet, um uns zu schützen und Unheil abzuwenden. Hoffentlich wissen sie das auch.-

Die meisten Väter meiner Schulkameraden waren wohl Arbeiter, andere verdienten als kleine Angestellte und Beamte, Vertreter und Kleinhändler ihr Brot. Ein oder zwei kamen aus eher asozialem Umfeld und waren schon mal beim Klauen auf dem Markt erwischt worden, was dann vor der Klasse in hochnotpeinlichen Verhören verhandelt wurde. Bei Ausflügen oder zum Besuch der weihnachtlichen Märchenaufführung im Theater setzten einige ihre Schülermützen auf. Derartige Schirmmützen in blauen, roten und grünen Farben von bunten Bändern eingefaßt, waren eigentlich den Oberschülern, den Gymnasiasten vorbehalten, die die jeweilige Klassenstufe signalisierten. Wenige Jahre später wurden diese „Ziffi“-Mützen von der Hitler-Jugend madig gemacht, weil sie in ihren Augen einen Standesunterschied dokumentierten, der nun nicht mehr zeitgemäß war. In einem symbolischen Leichenzug wurde die Schülermütze auf einem Sarg liegend zu Grabe getragen. Von da an war einheitlich die Uniformmütze der Hitler-Jugend vorgeschrieben.

Von unseren Klassenkameraden kamen auch zwei aus jüdischen Familien. Sie hatten die gleichen Rotznasen wie wir, und unter der Dusche, in der wir uns einmal wöchentlich im Keller unserer Schule brausten, konnten wir auch keinen Unterschied zu uns feststellen. Nach meiner Erinnerung gab es in diesen ersten Schuljahren keinen, der über sie die Nase gerümpft oder sich über sie lustig gemacht hätte. Zum Glück sind sie 1938 emigriert und dadurch der dann einsetzenden Verfolgung und Mißachtung entgangen.

Über meinen „halbjüdischen“ Jugendfreund Egon habe ich an anderer Stelle ausführlich berichtet. Ich schreibe dieses Wort in Anführungszeichen, weil ich eine solche Katalogisierung schlechthin für unhaltbar und abwegig halte. Auf welch tönernen Füßen die Bemessung dieser Rassenmischung stand, wird schon daran erkennbar, daß man damals sorgfältig unterschied, ob die Mutter oder der Vater das Blut und damit nach Vorstellung der Ideologen den Charakter des Kindes bestimmte. War die Mutter jüdisch, so galt das der „Mischehe“ entstammende Kind als besonders belastet und wurde Geltungsjuden genannt.

Egon und ich waren von unserem sechsten bis zwölften Lebensjahr, also bis 1941, Spielkameraden und haben vielerlei Ferienjobs ausgeübt. Wir trugen Paketpost aus, wuschen Autos, luden Waggons aus, räumten Einmachgläser in das Warenhausregal, preßten Altpapier in Ballen, wickelten Verbandsstoffe, zerteilten Keksplatten in kleine Plätzchen, zerlegten Wagenräder zur Gewinnung des Eisens in ihre Bestandteile und halfen bei der Abfuhr gesammelter Küchenabfälle. Wir beide haben die Badefreuden im grünschwarzen Solebad der Fösse miteinander geteilt und auf diese Weise unsere Schorfwunden geheilt. Wir haben englisch gekauderwelscht und wie Max und Moritz Streiche ausgeheckt, und wir standen in der Toreinfahrt zum Kepa-Haus in der Limmerstraße und sahen zu, als Nazi-Banditen im Herbst 1938 jüdische Geschäftsleute verhöhnten und ihre Kunden beschimpften. Das war nur wenige Tage vor dem

„Kristallnacht“-Program, als die Schaufenster und Einrichtungen vieler Läden zerschlagen und ihre Inhaber gepeinigt wurden. Egon Sch. wurde später mit seiner Mutter nach Theresienstadt verschleppt. Beide haben dieses Lager überlebt; sie wurden zum Kriegsende befreit. In unserer heimatlichen Limmerstraße führt er seit vielen Jahre seine Zahnarztpraxis und möchte nicht mehr von dieser Zeit sprechen.

Linden ist das Arbeiterviertel Hannovers. Die Väter meiner Mitschüler arbeiteten auf der Hanomag, auf der Conti bzw. Exelsior, in der Brotfabrik von Harry Habag, in Fritze Ahrbergs Fleischfabrik, bei der Bettfedern in der Gummistraße, in Tuschkes Sauerkrautfabrik in der Leinaustraße oder in der mechanischen Weberei und Spinnerei, der Lindener Samt am Küchengarten bzw. Spinnereiplatz. Die „Mechanische“ hat in ihrer Geschichte den Nebenstraßen der nach Limmer und Wunstorf führenden Hauptstraße ihre Namen gegeben. Die Inhaber dieses ursprünglich englischen Unternehmens taufte die Victoria- und Albert-Straße zu Ehren des britischen Königshauses. Selma-, Fortuna-, Mathilden-Straße tragen die Namen der Ehefrauen der bei der Gründung in der Weberei tätigen Meister, und die Velvet-Straße wurde nach dem besonderen Qualitäts-Produkt der weltberühmten Lindener Samt getauft.

Wer die kleinen Arbeiter-Wohnungen in Linden kennt, weiß, daß viele meiner Klassenkameraden in der Volksschule zu Hause kein Bad hatten. Meistens gab es nur ein Klosett für zwei oder mehr Familien auf halber Treppe. Deshalb war das wöchentliche Duschbad in der Bürgerschule eine hygienische Pflichtveranstaltung, die auch ohne Murren und mit viel Lärm wahrgenommen wurde. Ebenso wertvoll war die Schulspeisung, die in den Kellerräumen ausgegeben wurde. Ich konnte sie wegen einer Hülsenfrucht-Allergie nicht vertragen und noch heute habe ich Schwierigkeiten mit dem dicken Milchreis-Pamps. An den Unterricht in den ersten vier Grundschuljahren habe ich nur wenige Erinnerungen. Ich glaube fast, daß August Wehrmann uns in allen Fächern unterrichtete.

Mein Banknachbar war eine Zeit lang Heinz Brunner. Ich überzeugte ihn davon, daß wir unbedingt den neuesten Hans-Albert-Film „Sehr geahnt Berry“ sehen müßten. So hatte ich den Titel in der Zeitung gelesen, der natürlich Sergeant Berry hieß. Aber aus dem Kinobesuch wurde nichts. In der Gummistraße hatte sich ein schwerer Unglücksfall ereignet. Am unteren Ende der Kochstraße brach eine schwere Mauer über die dort spielenden Kinder zusammen. Es gab vier Tote. Einer davon war der Bruder meines Klassenkameraden. Die Mauer gehörte zum Grundstück eines Altmetallhändlers, der Metallstangen und anderen Schrott an ihrer Innenseite abgestellt hatte. Die betroffenen Eltern meinten, daß dies die Unfallursache gewesen sei. Ihre Empörung richtete sich gegen den Alteisenhändler Seligmann, der zu seinem Unglück auch noch Jude war. Es gelang dem tüchtigen Rechtsanwalt Berkowitz, ebenfalls Jude und als solcher dennoch dank außerordentlicher Verdienste zum Verteidiger bestellt, in dem folgenden Prozeß nachzuweisen, daß die Mauer schon bei ihrer um viele Jahre zurückliegenden Entstehung mit schlechtem Material gebaut worden war. Es kam trotz der politisch angespannten Lage zu einem spektakulären Freispruch, der dank der klugen Verhandlungsführung und der respektgebietenden Persönlichkeit des Verteidigers auch von der Öffentlichkeit akzeptiert wurde. Rechtsanwalt Dr. Berkowitz war der jüngste freiwillige Kriegsteilnehmer der deutschen Wehrmacht im ersten Weltkrieg, aus dem er schwerverwundet zurückkam. Ich habe ihn oft genug mit seiner flatternden Fliegerkappe, die er zum Schutz seines versehrten Schädels trug, auf seinem Fahrrad durch die Limmerstraße nach Ahlem fahren sehen. Ulrich Beer hat diesem Mann eine Biographie gewidmet, die

diesen großartigen Vertreter des Rechts eine bleibende Erinnerung sichert. Berko, wie er von seinen Freunden genannt wurde, trug den Judenstern wie das goldene Verwundetenabzeichen sichtbar wie ein Ehrenzeichen. Er war von den nationalsozialistischen Behörden zum Judenkonsulenten bestellt, hat als solcher viele seiner Glaubensbrüder verteidigt und den Krieg überstanden. Sein Büro hatte er in der früheren jüdischen Gartenbauschule in Ahlem, die zu jener Zeit als Sammellager für jüdische Bürger diente, bevor diese in die Vernichtungslager „überstellt“ wurden.

Meine durchschnittlichen schulischen Leistungen standen einer Umschulung in das Gymnasium nicht entgegen, und so kam ich 1939 in die Humboldtschule, dem Realgymnasium zu Hannover-Linden. Meine Mutter hatte meinen Vater bewegt, mich ausnahmsweise einmal zur Schule zu bringen, zur feierlichen Aufnahme in die Aula ins Hauptgebäude in der Beethovenstraße. Die Ansprache des deutsch-national denkenden Direktors Prof. Dr. Leo Wolf hat ihn, den damals überzeugten Nationalsozialisten, dann auch sehr beeindruckt. Der Schulleiter hatte als ein wichtiges Erziehungsziel betont, daß der junge Mensch lernen müsse, seinen inneren Schweinehund zu überwinden. Leo Wolf hat sich den Auffassungen und Verfügungen der nationalsozialistischen Schulbehörden wiederholt mutig entgegengestellt. Er war aus dem ersten Weltkrieg schwer verwundet zurückgekommen und hatte ein Bein verloren. Wir Kinder sahen verstohlen und mit Staunen, wie er mit einer Hand in der Hosentasche am Band den Unterschenkel seiner Beinprothese anzog, wenn er die Treppe hinaufging.

Während der denkwürdigen Einschulungsfeier hatte ich meinen hellgrau-lila genoppten Mantel am Garderobenhaken vor der Aula aufgehängt und ihn dort vergessen, als wir zur schriftlichen Aufnahmeprüfung in den zweiten Stock eines anderen Gebäudes geführt wurden, das hinter dem Schulhof lag. Meine Mutter hatte mir wohl eingeschärft, den Mantel nicht aus den Augen zu lassen. Also drückte mich während der ganzen Prüfung die Angst, daß ich den Mantel niemals wiederfinden könnte. Entsprechend unkonzentriert ging ich an Aufsatz und Rechenaufgaben heran, und so schlecht fiel die Prüfungsarbeit dann auch aus.

Umso fröhlicher war ich, als das Ergebnis verkündet wurde und ich zu jenen zählte, die die Prüfung bestanden haben sollten. Aber die Götter hatten anders entschieden. Nach langem Suchen im Labyrinth der Schulgänge hatte ich schließlich die Aula und im Flur davor meinen Mantel wiedergefunden. Als ich die Schule verlassen wollte, nahte das Unheil in Gestalt des Schulvogts Münthe, der auf mich zukam, um mich zurückzuholen. In seinem schwarz getäfelten Zimmer verkündete mir der Direktor, daß man leider die Zeugnisse vertauscht habe. Nicht ich, sondern mein Klassenkamerad Karlheinz Sohns hatte bestanden. Diese Nachricht traf mich umso schmerzlicher, als ausgerechnet dieser Streber der Anlaß der Verwechslung war. Mit Nachhilfe und ständiger Übung hatte ihn sein ehrgeiziger Vater, ein Beamter der Stadtverwaltung, der schon immer früh Feierabend hatte, auf die Prüfung vorbereitet. Seine guten Leistungen wurden schon seit langem als beispielhaft gelobt, und ich hatte in ihm deshalb einen Rivalen gesehen. Jetzt hatte er gesiegt und ich verließ das Schulgebäude niedergeschlagen, „bedröppelt“ wie man in Linden sagt. Ich schlich mich von der Beethoven- über die Wittekind- und Haasemannstraße nach Hause zum Küchengarten, wobei ich mit meinem Zeichenlineal an den Gitterstangen der schmalen Vorgärten entlangklapperte. Vielleicht sollte das Geräusch, einer Narrentratsche ähnlich, meine verwundete Seele betäuben.

Wohl dem, der ein Zuhause hat, das den Betrübten auffangen kann. Meine gute Mutter

nahm mich in die Arme und hatte mich bald getröstet. Überhaupt galten derartige Mißerfolge bei uns immer als „kein Beinbruch“ und wurden sofort in den Impuls für einen hoffnungsvollen Neustart umgewertet. Daraus ist für mich eine wichtige Lebensmaxime geworden, die wir auch unseren Kindern immer wieder zu vermitteln suchten: „Laß nie den Kopf hängen, es gibt immer wieder eine neue Chance.“ Ein alter Rennradfahrerspruch lautet: „Wenn Du siegst, bist Du nie so gut wie die Anderen sagen. Wenn Du verlierst, bist Du nie so schlecht, wie Du selber glaubst.“

Ein paar Tage darauf bekam ich durch einen mündlichen Test eine neue Chance, die Aufnahmeprüfung doch noch zu bestehen. Studienrat Kornitzke empfing die etwa 10 Nachholkandidaten zu einem lockeren Gespräch. Mit mir sprach er zum Beispiel über Marmor. Was das wohl sei und wozu man es brauche. Soviel wußte ich, daß dieser besondere Stein in Italien und den Dolomiten gefunden werde, daß er aus Schichten in tiefen Steinbrüchen geschlagen werde, daß er sehr fest und hart und von Adern durchzogen sei, weshalb man dieses Muster auch in Schokoladenkuchen als „marmoriert“ bezeichne, daß Bildhauer aus diesem Stein Figuren meißelten, daß die Erbauer der großen Prachtgebäude der Stadt diesen Stein für Eingänge und Säulen verwendeten und daß man in den vornehmen Wohnungen sogar Waschbecken und Nachttischplatten aus diesem teuren Stoff fände. Dann mußte ich noch einen kurzen Spaziergang durch den Zoo schildern und hatte die kurze Unterhaltung bestanden. Mag sein, daß der Lehrer daran meine Ausdrucksfähigkeit oder mein kindliches Bildungsniveau erkennen wollte, oder ob er meine Wahrnehmungs- und Kombinationsfähigkeit testete. Mit Intelligenz hatte bestenfalls die Art meiner Schilderung zu tun. Aber was ist das: Intelligenz? Und wieviel verschiedene Facetten hat dieses Phänomen? Für die Ausbildung in einer Oberrealschule schien es zu reichen. Der gleiche Herr Kornitzke, ein sehr gepflegter, korrekter und disziplinierter Mann, hat mich zehn Jahre später beim Abitur in Geschichte auf „gut“ geprüft. Dabei ging es zum einen um die geschichtliche Entwicklung der Wirtschaftsformen und zum andern um die französische Revolution, wobei sich das letztere Thema natürlich viel erhebender und dramatischer darstellen ließ.

Ostern 1939 begann mit Klasse 1a der Weg durch das Realgymnasium Humboldtschule, der sich für mich in den ersten vier Jahren als wenig erfreulich erweisen sollte. Zunächst fiel ich wegen einer Gelbsucht wochenlang aus, verpaßte den wesentlichen Anfang und verlor den Anschluß. Mag aber auch sein, daß ich mit meinen Gedanken oft ganz woanders war, als der Unterricht es verlangte. Ich war verträumt und in vielen Fantasien versponnen. In den ersten Zeugnissen heißt es demnach oft genug: „Er muß sich reger am Unterricht beteiligen. Er ist oft nicht bei der Sache.“ Schuld daran waren einmal die vielen Jugendbücher, mit denen mein Vater mich bedachte. Wörrishöfers „Ein Wiedersehn in Australien“, „Robert der Schiffsjunge“ haben sich in mein Gedächtnis geprägt, ganz zu schweigen von dem unvermeidbaren Karl May, dessen Biographie „Ich“ mich wenige Jahre später fesselte. Aber zunächst waren Lederstrumpf und andere Trapper und Helden an der Reihe, Robinson Crusoe an erster Stelle. Und dann die ungezählten Kinofilme jener Jahre, die mit „Dick und Doof“ und Shirley Temple aus Amerika herüberwehten und dann in der großen Ufa-Zeit mit Harry Piel und Hans Albers in die einen Jungen begeisternden Abenteuerwelten hinüberschwebten. Abends, wenn ich im Bett lag, liebten sich alle Rollen weiterträumen. - Darüber muß ich wohl manche Formel und Vokabel versäumt haben.

Außerdem hatte mich mein Vater angestiftet, mich schon mit neun Jahren beim Jungvolk-Fähnlein „63“ um Aufnahme zu bewerben. Normalerweise wäre ich erst mit zehn an der Reihe gewesen, aber er konnte es nicht abwarten, daß sein Sohn nun Pimpf würde.

Der arme Verirrte. Hätte er doch erkennen müssen, daß sein Sohn alles andere als ein soldatischer Sportler- und Kämpfertypus, sondern eher ein friedliebender, musisch versonnener Träumer war. Vielleicht wollte er aber gerade einen - in seinen Augen - „rechten Kerl“ aus mir machen, indem er mich zum Jungvolk schickte. Ich habe ihn nie danach fragen können. Er ist als Freiwilliger in den Krieg gegangen und nicht zurückgekommen.

So landete ich bei dem Fähnlein, das den Namen des preußischen Feldherrn Moltke trug, von dem das ehrenvolle Wort stammt „Mehr sein, als scheinen“ und das eine der typischen preußischen Tugenden kennzeichnet. Der Fähnleinführer ein sympathischer, gewinnender junger Mann, nahm mich trotz meines Alters auf und gleich mit in mein erstes Jugendlager nach Otze, einem kleinen Dorf unweit von Burgdorf, wo ich mit den anderen Pimpfen eine lange Woche auf prickelndem Stroh im Zelt lebte, um mich tagsüber im Geländespiel zu üben, abends am Lagerfeuer das Lied vom Heller und vom Batzen oder vom gelben Wagen oder von der schwarzbraunen Haselnuß zu lernen und zu singen.

Noch heute steigt mir bei sonnigen Ausflügen in die Heide der unvergeßliche Duft von Malzkaffee in die Nase, den wir aus den Deckeln der Kochgeschirre schlürften, und ich meine dann auch den Geschmack von Vierfruchtmarmelade auf Roggenbrot zu schmecken. Das alles hatte durchaus die begeisternde Atmosphäre einer Abenteuerromantik, wenn mich nicht ein Heuschnupfen geplagt hätte. Damit aber nicht genug. Eine Eiweißallergie ließ mein Gesicht wie von Mücken gestochen schon an der dampfenden Gulaschkanone anschwellen, wenn hier abwechselnd Bohnen, Erbsen oder Linsen gekocht wurden. Hülsenfrüchte durfte ich nicht, also begnügte ich mich mit dem Marmeladenbrot. Am Ende dieser meiner ersten „vormilitärischen“ Woche war ich so malade, daß mir der etwa 14jährige „Feldscher“ löffelweise Rizinusöl verabreichte. Die durchschlagende Wirkung dieses Heilmittels ist seitdem auch für mich unbestritten. Nur gegen die Blasen an Zehen und Fersen half es nicht. Aber die Losung unseres Führers galt: „Schnell wie die Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl!“ Oh Adolf, wie wenig paßte ich in deine Welt.-

Das müssen auch meine Lehrer empfunden haben. Insbesondere die „Zackigen“ und natürlich die Turnlehrer; denn eines ist mir nie geglückt: Mich an einer Stange oder einem Seil hochzuziehen. Dazu waren entweder meine Armmuskeln zu schwach oder mein Korpus zu schwer. Auch meine Freunde unter den Leichtathleten muß ich enttäuschen. Ich war nie der Schnellste, der Am-weitesten- oder Am-höchsten-Springende. Auch das Weitwerfen mit dem harten kleinen Lederball oder den Handgranat-Attrappen war mir nicht in die Wiege gelegt. Nur beim Schwimmen konnte ich mithalten und beim Boxen, mit dem ich mich schließlich durchsetzen und behaupten konnte.

Aber zurück zu unseren Lehrern. Der erste Klassenlehrer war Herr Guddorf. Ein schmaler, blässlicher Leptosom mit herzlicher Ausstrahlung, den wir in Deutsch und vielen anderen Fächern hatten, einfach weil er auch die Fächer seiner - wie es im Zeugnis heißt - „im Felde stehenden“ Kollegen bedienen mußte. Zunächst, in den ersten Monaten 1939 war ja noch Frieden. Zwar stand schon im Sommer des Vorjahres eine drohende, große, bedrückende Angstwolke über uns am Himmel, als „die Ostmark heim ins Reich kehrte“ und nun auch „Böhmen und Mähren an der Reihe waren“.

Aber noch hatten die zu Ostern Eingeschulten die Gelegenheit, zwei Wochen im Schul-

landheim Ovelgönne bei Winsen an der Aller zu verbringen. Herr Guddorf begleitete uns als Klassenleiter. Gleichzeitig mit den „Sextanern“ führen die „Oberprimaner“ in diesen letzten Vorkriegsaufenthalt in das Landschulheim, das danach während des Krieges geschlossen blieb. Die großen Jungen, die wir ihrer sportlichen Überlegenheit wegen bewunderten, waren nett und kameradschaftlich zu uns Kleinen. Bald darauf zogen sie in den Krieg. Die meisten von ihnen fielen. Unter ihnen der Sohn unseres Schulhausmeisters Münthe. Es war sein einziger Sohn. Wie muß ihm ums Herz gewesen sein, als er später noch viele Jahrgänge von Schülern an sich vorbei ziehen sah?.

Von diesem wackeren, immer hilfsbereiten Herrn Münthe geht die Story, die wohl jeden Schulvogt begleitet. Immer wenn er kam, um das Schulgeld einzuziehen und er eine Vorschrift zu verkünden hatte, soll er die Bekanntmachung mit den Worten eingeleitet haben: „Ich und der Herr Direktor haben beschlossen...“. Damals mußten wir monatlich 20- Mark Schulgeld entrichten, die wir bar mit in die Schule brachten und die dann in einem blauen Heft vom Schulvogt quittiert wurden - Von dem kleinen Herrn mit der Schlägermütze und dem kurzen Stumpen im Mundwinkel kann ich bezeugen, daß er zwei Augen zugeedrückt hat, als er darauf zukam, daß zwei Schüler auf der Toilette während einer Prüfung ihre Mathe-Ergebnisse miteinander abstimmten. -

Während der Ferien im Landschulheim wurde einer unserer Klassenkameraden, von zwei Schäferhunden des dortigen Heimaufsehers angefallen und blutig gebissen. Er mußte sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Er hat es überstanden, dieser stämmige Bauernsohn aus dem Kalenberger Lande, dem ich Dank schulde, weil er mir hin und wieder sein dick mit harter Mettwurst belegtes Schulbrot überließ.

In der letzten Woche unseres Aufenthaltes verdichteten sich die Gerüchte über den unmittelbar bevorstehenden Krieg, Die großen und die kleinen Humboldtschüler saßen voller Spannung am Volksempfänger. Nach unserer Rückkehr brach der Krieg aus. An einem sonnigen Spätsommertag - ich meine, es war ein Sonnabend - half meine Mutter einer befreundeten Marktfrau beim Obstverkauf. Ich durfte auch mit und auf dem Stephansplatz, dem Marktplatz in der Südstadt, Tomaten und Zitronen verkaufen. Mein Vater kam dazu und nahm mich mit in eine Eckkneipe. Voller Spannung drängten sich hier die Männer um die Theke. Aus dem Lautsprecher hörten sie Hitlers Worte: „Seit 4 Uhr 45 Uhr wird zurückgeschossen.“ Das war der Anfang vom Ende des Großdeutschen Reiches. -Nun mußte auch unser Klassenlehrer Herr Guddorf ins Feld. Er ist gefallen. Wir hatten ihn nur ein Jahr. Er hatte nur einmal seine erste Klasse. -

Soweit sich die Lücken schließen ließen, übernahmen nun ältere, nicht mehr wehrpflichtige Studienräte den Unterricht. Provisorisch führte auch der Zeichenlehrer den Rechen-Unterricht mit dem anspruchsvollen Begriff Mathematik durch. Karl Cortnum hieß dieser bei uns Jungen recht populäre Kunsterzieher. Wie alle Kollegen seiner Zunft war er eigentlich Kunstmaler. Kalle - wie er von uns genannt wurde - hatte die Decke über dem Mahnmal der Weltkriegs-Gefallenen, das sich im Zentrum des ersten Stockwerkes der Schule befand, mit einem flammenden Hakenkreuz in leuchtendem Rot und Gold gestaltet. Das dem First eines griechischen Tempels nachgebildete Denkmal zeigte einen sterbenden Krieger mit der Inschrift „Fallt freudig, wie wir Euch ein Beispiel gaben.“ - darunter die Namen der gefallenen Schüler der Jahre 1914-18. Wir haben erst viel später die traurige Symbolik des Kriegerdenkmals wahrgenommen, die an diesem Platz als Ansporn für die nächsten Generationen verstanden werden sollte und nun für den neuen Angriffskrieg mißbraucht wurde anstatt uns zu ermahnen.

Kalle Cortnum gab sich mit seinem hannöverschen Idiom betont volkstümlich. Er ist deshalb die Hauptfigur verschiedener Episoden. Mich traf er schwer mit der Frage: „Sspieker, wieviel Ecken hat ahn Ziegelstahn? - (ein Ziegelstein)“ Ich stellte mir bei Ziegel einen Dachziegel vor und sann eine Sekunde zu lang über die Rundung einer solchen Dachpfanne nach, um dann auf die eckigen Kanten zu kommen, als mich auch schon sein Hohn erreichte: „Sspieker, laß Dir Dahn (Dein) Schulgeld wiedergeben. Geh auf den Benther Berg, Ziegenhüten!“

Er begleitete übrigens einen Teil meiner Klassenkameraden in die sogenannte erste Kinderlandverschickung 1941 nach Böhmen, von der die meisten vorzeitig krank zurückkehrten. Unvergessen blieben für die Jungen die Bastelkünste dieses begabten Werklehrers; denn das war er auch. An dem schnell fließenden Bergbach baute er mit ihnen Miniatur-Wasserräder. Im Zeichenunterricht gab er uns auf, mit Tuschefeder und Skribtol Eichen zu zeichnen, wie sie ihr blattloses Geäst in den Winterhimmel strecken. Dabei kam es auch darauf an, die rissige Baumrinde wiederzugeben. Er betrachtete mein Werk nachdenklich und gab mir das Blatt kopfschüttelnd zurück: „Was soll das sahn? Struktur eines Baumes ? Das is Fliegenkacke.“ Ja, vornehm war die Humboldtschule nicht.-

Auch der Turnlehrer „Aute“ (August) Biewald stellte weder an Aussprache noch an Ausdruck den Anspruch eines gepflegten Stils, wie sie einem Gymnasiums angemessen wäre. Er mußte in dieser Zeit der Lehrerknappheit oftmals in die Bresche springen und irgendwelche Nebenfächer übernehmen. Als er einmal auf einen Mitschüler stieß, dessen ungepflegte Haartracht ihm mißfiel, rüffelte er diesen im schönsten Lindnerisch: „Mensch, laß dich maol die Haore schnaden!“ Hier kamen unserem Klassenkameraden Robert, der gerade von der Mittelschule ins Gymnasium gewechselt war, arge Bedenken ob der Qualität unseres Lehrinstitutes.

Es kam die Zeit der ersten Luftangriffe. Längst waren die Bewohner der Städte aufgefordert, sich auf den drohenden Luftkrieg vorzubereiten. Zuerst meinte man, sich vor Glassplittern schützen zu können, indem man die Fensterscheiben kreuzweise mit Papierstreifen überklebte. Wie harmlos gedacht. Als es soweit war, flogen uns die Fenster und Türen um die Ohren, und an Glasscheiben war überhaupt nicht mehr zu denken. Als Ersatz gab es bestenfalls eine mit Draht verstärkte Kunststoffolie, die wenigstens etwas Licht durchscheinen ließ. Zuerst gab es auch kleine mit blauem Papier abgedeckte Pappröhrchen, die man zur Verdunklung über die Glühlampen stecken sollte. Im Ernstfall war auch dieses Hilfsmittel nicht zu gebrauchen. Da halfen nur schwarze Pappierrollen, und als auch diese zerrissen unter dem Zimmerschutt lagen und immer wieder der Strom ausfiel, war die gute alte Stearinkerze noch am zuverlässigsten. Nach dem von den Sirenen angekündigten Anflug der feindlichen Flieger durften in unverdunkelten Räumen weder Kerzen noch Taschenlampen benutzt werden. Vor jeder Wohnung standen Eimer mit Löschwasser und Feuerpatschen. Das waren mit Sackresten verlängerte Besenstiele, die man ins Wasser tauchte, um damit das Feuer zu bekämpfen. War eine Stab-Brandbombe durchs Dach oder seitwärts in die Wohnung gesaut, sollte man zunächst den ebenfalls bereitstehenden Sandsack darüberwerfen und diesen bewässern. Einigen mutigen Männern gelang auf diese Weise tatsächlich die Rettung von Dachstühlen und Wohnungen, wenn sie sofort, am besten noch während eines Angriffs, zur Stelle waren. Auch die Schulen wurden zunehmend Opfer des Bombenkrieges. Relativ unbeschadet kam die Humboldtschule davon. Am Ende des Krieges waren von 87 Schulgebäuden 39 total und 23 schwer zerstört.

Von unserer Wohnung im vierten Stockwerk der Lindener Apotheke am Küchengarten hatten wir einen weiten Ausblick nach Norden und Osten. Von hier sahen wir die schwarzen Rauchschwaden der brennenden Öltanks in Misburg ebenso, wie später die zerstörte Marktkirche. Bei uns Jungen löste das zuerst keine Angstgefühle aus. Wenn es brenzlich wurde, rannte man in den Keller oder Bunker. Man sah im Sommer die hochfliegenden Bombengeschwader der Amerikaner, deren Maschinen dann wie silberne Stichlinge in der Sonne blitzten. Unheimlich und bedrückend allerdings waren die Nachtangriffe, bei denen die Engländer zum „Abstecken“ der vorgesehenen Bombenteppiche ihre „Tannenbäume“ setzten. In den ersten Jahren waren die feindlichen Anflüge für uns Schüler eher noch spannend. Wir sammelten nach den Angriffen die fast noch warmen, messerscharfen Splitter der Flakgranaten in Zigarrenkisten so, wie man in Friedenszeiten Briefmarken sammelt, und wir brachten sie mit zur Schule und tauschten sie wie Reklamebilder aus Zigarettenschachteln.

Auch Hinrich Hesse, seit Herbst 1941 unser neuer Klassenlehrer, sah sich unsere Splitter-Sammlung an. Noch mehr aber interessierte ihn der getrocknete Skorpion, den unser Klassenkamerad Horst Hagemann von seinem Bruder geschickt bekommen hatte, der im Afrika-Korps beim Wüstenfuchs Rommel kämpfte. Natürlich wurden in den ersten Kriegsjahren auch im Geschichtsunterricht die neuesten Erfolgsmeldungen unserer Wehrmacht diskutiert und auf der Landkarte verfolgt. Das war noch die Zeit der unaufhaltsamen Siege der deutschen Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft, die unser ganzes Volk begeisterten und zum Führer aufblicken ließen. Im Kino liefen neben den großen Sieges-Wochenschauen die Fliegerfilme DC III und Stuckas. Daneben gab es die verschiedenen Verherrlichungen des großen Preußenkönigs und Soldaten-Filme. Sonntags übertrug der Großdeutsche Rundfunk die beliebten öffentlichen Wunschkonzerte mit berühmten Stars von Film und Bühne. Zarah Leander verbreitete mit ihrer dunklen Stimme die Hoffnung der Kriegerfrauen, ihre Männer eines Tages doch noch einmal wiederzusehen: „Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn und dann werden alle Träume wahr.“ Nach einem Bombenangriff sollte ihr anderer Propaganda-Song Mut vermitteln: „Davon geht die Welt nicht unter.“ Und für alle, die der Krieg immer mehr niederdrückte, sang Heinz Rühmann mit seinen fröhlichen Gesellen von der Tankstelle unbekümmert den Durchhalte-Schlager: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern.“

Abgesehen von einer Ausnahme, über die noch berichtet wird, haben uns unsere Lehrer nicht nationalsozialistisch indoktriniert, jedenfalls nicht so nachhaltig und deutlich, daß mir dies in Erinnerung geblieben ist. Auch Hinrich Hesse hat uns nicht an die Hitler-Ideologie herangeführt, obwohl er als Geschichtslehrer dazu berufen gewesen wäre und selbst förderndes Mitglied der SS war.

In der Schule gab es besondere Feierstunden. Pflichtübungen in der Aula, bei denen auch besondere Führer-Appelle verkündet wurden. Das übernahm dann pflichtgemäß der Direktor. In den letzten Kriegsjahren war das Dr. True. Sicher auch ein friedliebender Mensch, der mir nur halbwegs militärisch in der Erinnerung klebt, weil er sich einmal in Wehrmachtsuniform mit einem Friedensorden, wie er auch an Zivilisten verliehen wurde, vor uns angetretenen Pimpfen aufbaute. Die Uniform saß knapp über seinem bürgerlich gerundeten Embonpoi. Weil ich meinen abgemagerten Vater vor Augen hatte, der kurz vorher aus Rußland mal kurz auf Urlaub war und dann wiederzurückmußte, um nie wiederzukehren, konnte ich diesem Zahlmeister der Etappe natürlich keinerlei Sympathie entgegenbringen.

Studienrat Hinrich Hesse aber verdient besondere Würdigung. Er war ein großartiger Erzähler, ein mitreißender Show-Master. (Wie ihn dieses Wort heute wohl kränken müßte?) Er betrat die Klasse, warf seine abgewetzte Mappe auf den Tisch, donnerte kurz das pflichtgemäße „Heil Hitler“, um dann aber gleich ein ziviles „Morgen Jungs“ und „Setzen!“ hinterherzuschicken. Bei alledem wackelte sein Kneifer bedenklich auf der Nase. Dabei war diese Sehhilfe auch schon damals ein Relikt, eine Pauker-Requisite längst vergangener Zeiten. Er trug einen kurzen grauen Schnauzbart. Vor seiner braunen Weste baumelte die goldene Uhrkette mit einem Anhänger. Seine Krawatte war mit goldgefaßten Grandeln, einer Nadel mit zwei Hirschkäuzen, geschmückt. Dem unaufmerksamen, vor sich hin dämmernden Schüler warf er sein Schlüsselbund zielgenau vor die Nase auf die Bank, um ihn aufzuwecken. Als das von Eltern wegen der damit verbundenen Gefahr eines Kopftreffers beanstandet wurde, tauschte er das Schlüsselbund gegen einen kurzen Stock vom Kirschenzweig.

Hinrich Hesse war ein Gegner des Frontal-Unterrichtes. Er setzte sich lieber auf die letzte hintere Bank, so daß sich die nach vorn orientierten Schüler quersetzen mußten, um nach hinten zu sehn. Er war aus Leer, Ostfriedland, gebürtig und rollte das „R“. Wenn er wachsenden Zorn ankündigen wollte, rollte er das „R“ noch bedrohlicher und rief: „Jetzt kommt das Gewitter aus Everloh.“ Dazu muß man wissen, daß dieser kleine Ort hinter dem Benther Berg im Westen Hannovers liegt und daß unsere Stadt in aller Regel den Regen und die meisten Gewitter von dort her bezieht. Um den Unterricht noch spannender zu machen, führte Studienrat Hesse zwei Sonder-Regelungen ein: Wer niesen mußte, hatte vorher um Erlaubnis zu bitten. Das klappte natürlich nie; denn wenn man sich eilig durch Fingerschlagen meldete und „Herr Studienrat, ich bitte um Erlaubnis niesen zu dürfen“ sagen wollte, prustete man spätestens bei „bitte“ los. Daneben war Austreten nur im unvermeidlichsten Fall und nur auf ausdrückliche Genehmigung hin gestattet, „damit diese ständige Lauferei“ endlich mal ein Ende nahm.

Hinrich Hesse konnte mitreißend erzählen, was seinem Geschichtsunterricht natürlich sehr zugute kam. Gestalten wie Napoleon oder Bismark erschienen wie leibhaftig vor unseren Augen, und jede wesentliche Begebenheit wurde mit einer Anekdote zur unvergeßlichen Erinnerung. Als Heimatforscher hat sich dieser fleißige und engagierte Pädagoge einen Platz in der hannoverschen Geschichte erworben. In seiner kleinen Broschüre „Der kleine Hesse“, die später von dem Archivar Zimmermann abgeschrieben wurde, hat er alle Stadt Denkmale Hannovers festgehalten und erläutert. Sie enthält unter anderem die schöne Geschichte vom hannoverschen Bildhauer Kümmel, der das Relief vom barmherzigen Samariter für das Krankenhaus Linden II schuf. Diese Klinik hieß bei den Lindenern seit eh und je wegen ihrer Spezialität der erfolgreichen Behandlung venerischer Krankheiten, „Hospiz für Haut und Liebe“ oder auch „Ritterburg“. Das naturalistisch gestaltete Relief zeigt heute auf den Innenhof der Klinik zum Garten hin. Auf dem Bild gibt der Samariter dem Kranken einen labenden Trunk. Daneben steht geduldig der Esel. Davor liegt die Feldflasche. In Ermanglung eines besser geeigneten Platzes befand der Künstler diese Flasche für würdig und geeignet seinen Namen aufzunehmen. „Kümmel“ ist bei uns ein beliebter, nach diesem Gewürz benannter, magenschonender Schnaps.

Im Erzählen solcher Storys war Hinrich Hesse nicht zu überbieten. Seine vielen Heidewanderungen hielt er in seinem Führer „Der grüne Hesse“ fest. Der malerische Heideort Müden an der Örtze hat Hinrich Hesse nach seiner Pensionierung als Ehrenbürger aufgenommen. Verheiratet war er mit einer kleinen, zierlichen, aber auch respektheischen-

den Biologie-Lehrerin, die, gekrönt von einem Haarknödel, auf vegetarische Kost hielt und uns im KLV-Lager die gesunde Kraft des Buchweizens nahebrachte. In diesem KLV-Lager, das die Humboldtschüler im Jahre des gesteigerten Bombenkrieges 1943 in Osterode am Harz zusammenfaßte, hatte Hinrich Hesse die aufreibende Verantwortung eines Hauptlagerleiters übernommen. Wie auch die anderen Lehrer war er nach meiner Erinnerung in diesen letzten Kriegsjahren bis an die Grenzen seiner Nervenkräfte beansprucht. Wo war schließlich sein Humor geblieben? Dem legendären Rühmann-Film „Die Feuerzangenbowle“ konnte der großartige Erzähler nichts abgewinnen. Er empfand diesen Streifen, der längst zu einem Kultfilm geworden ist, als Verhohnepiepelung seiner Lehrergeneration, die sich aufgeopfert hatte, und nahm uns übel, daß wir darüber lachen konnten. (Über die KLV-Zeit habe ich gesondert geschrieben.)

Unser Physik-Lehrer war „Motche“ Berlage. Ein stattlicher Mann mit kurzgeschorenem Haar auf einem großem Kopf. Er soll eine technische Erfindung für den Flugzeugbau gemacht haben. Von ihm ging, wie von vielen anderen Physiklehrern die Fama, daß er zur Demonstration der Bemessung von Fallgeschwindigkeit auf den dafür vorgesehen Stein gedrückt und statt dessen die Stoppuhr aus dem Fenster fallen gelassen habe.

Dieser bemühte Physik- und Mathematiklehrer wollte uns die Wirkungsweise der hydraulischen Presse nahebringen. Mein unvergessener Klassenkamerad Fritze Völkse konnte zu diesem Zweck eine Kanne des zu jener Zeit besonders kostbaren weil kriegswichtigen Motor-Öls „organisieren“. Ich sehe die typische konische Vacuum-Oil-Dose mit den roten Ringen mit dem fliegenden Pferd noch vor mir. In Würdigung der Rarität eines solchen Mitbringsels hatte der Lehrer auch keine Mühen gescheut, das alte, verrostete Vorführ-Modell der Hydraulik-Presse aus dem Keller zu holen.

Auf dem langen Experimentiertisch vor dem sich nach oben in Stufen erhebenden Hörsaal bemühte sich Dr. Berlage mit den Physik-Fans der Klasse, diese unsägliche Hydraulik in Gang zu setzen. Der leicht verrostete Apparat stand am linken äußeren Ende des Tisches. Der Lehrer wurde von den Schülern umringt und dabei unvermeidlich abgeschirmt. Sein rotes Merkbuch mit den Zensuren lag aufgeschlagen am anderen Ende des Tisches. Ein paar besonders Pfiffige hatten diesen Umstand bemerkt und witterten Morgenluft. Ich saß in der ersten Reihe und war bis jetzt am Gesamtgeschehen noch relativ unbeteiligt. Die streichlustigen Knaben zischten mir zu, ich solle ihnen Bleistift und Radiergummi hinüberwerfen. - Oh, diese unseligen Radiergummis, die so manchen in Verführung bringen! Pelikan sollte jeder Packung eine moralische Vorwarnung beifügen. - Der Leser ahnt richtig, wenn er das Schlimmste befürchtet. Die „Pfiffigen“ korrigierten ihre schlechten Noten und aus Dank für meine Mithilfe auch meine Zensur. Der ahnungslose durch das Experiment voll absorbierte Physiker hatte davon nichts mitbekommen und steckte sein Notenbuch in die Tasche.

Fritze und eine Handvoll anderer hatten ihr hydraulisches Erfolgserlebnis gehabt und alles wäre gut gegangen, wenn nicht Klaus Arneke das schlechte Gewissen zu seinem Vater getrieben hätte, der noch am gleichen Nachmittag bei der Schulleitung Meldung machte. Am nächsten Morgen folgte das Tribunal. Die Fälscher mußten vortreten. Ich fühlte mich nicht dazu aufgerufen; denn ich hatte ja nicht radiert. Aber ein Blick durch das ans Licht gehaltene Papier zeigte, wo radiert worden war. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. Ich erinnere mich nicht mehr an die fällige und gerechtfertigte Strafe. Aber ich hatte in den Augen meines Klassenlehrers Hinrich Hesse, den ich liebte und dessen Sympathie ich bis dahin empfunden hatte, sittlich gefehlt. Für eine solche Tat

fehlte ihm jedes Verständnis, vielleicht noch weniger dafür, daß ich mich nicht schuldig bekannt hatte. Seine Enttäuschung brachte er in dem bald darauf folgenden Herbstzeugnis zum Ausdruck. Das Gesamtergebnis wurde dadurch belastet und ich durfte die 4. Oberschulklasse noch einmal wiederholen.

Es war übrigens die Zeit, in der wir Mittwochs und Sonnabends nachmittags, aus besonderem Anlaß bisweilen auch sonntags beim Jungvolk oder - sobald wir 14 geworden waren - bei der HJ zum Dienst mußten. Zuerst traten wir am Schmuckplatz, Köthenerholzweg Ecke Pavillonstraße, an. Später versammelten wir uns in der Gummi- (heute Wilhelm Blumstr.) Ecke Nedderfeld-Straße. Trotz meiner friedlichen Mentalität wurde ich zum Jungenschaftsführer - mit rotweißer Kordel ! - bestellt und „befehligte“ als solcher zwölf Lindener Jungmänner.

Meine vornehmste Aufgabe bestand darin, die Kameraden zur Teilnahme am Dienst zu bewegen, was im roten Lindener Arbeiterviertel nicht ganz einfach war. Soweit die Väter als Rüstungsarbeiter bei Hanomag Panzer und Kanonenrohre schmiedeten oder bei Conti Reifen vulkanisierten, waren sie für den Kriegsdienst unabkömmlich, d.h. „uk“-gestellt und brauchten nicht Soldat zu werden. Diese Arbeiter kamen überwiegend aus der Sozialdemokratie, wenn sie vor der „Machtergreifung“ nicht gar Kommunisten gewesen waren. Als solche hatten sie keinen Antrieb, ihre Söhne zum Hitlerjugenddienst zu ermuntern. Wenn aber der Jungenschaftsführer immer wieder vorbeikam und fragte, warum Franz denn wieder nicht gekommen war, fügten sich die Eltern schließlich; denn sie wollten keine Unannehmlichkeiten haben, und die hätten sie bei andauernder Verweigerung fraglos bekommen. Einen besonders hartnäckigen „Abweichler“ gewann ich ziemlich hinterlistig, indem ich ihm aus dem dafür eingerichteten Fundus des Fähnleins eine komplette Uniform vermachte, die ja immerhin auch die dringend benötigte Winterkleidung ersetzte.

Außer der sportlichen Betätigung stand hin und wieder das Hüpfen in Kniebeuge, das Robben über die Wiese und das Laufen durch Gestrüpp, Unterholz und staubigen Sand auf dem Dienstplan. Es ging schließlich um vormilitärische Übungen. Derlei schweißtreibenden Exerzitien konnte ich aber ebensowenig Geschmack abgewinnen wie dem Schleifen meiner „Untergebenen“. Ich fand es viel angenehmer, mit meinen Kameraden eine Wanderung zum nahegelegenen Bentherr Berg zu machen oder in das Bornumerholz, wo man bei der Rast Lieder einübte oder auch aus einem fesselnden Kriegsbuch vorlas. Den Stumpfsinn des Exerzierens habe ich nie begriffen, und anstelle des Hüpfens mit gestreckten Armen in Kniebeuge oder des Kriechens durch den Dreck als Strafmaßnahme setzte ich viel erfolgreicher auf das einfühlsame Gespräch, eine Art psychologischer Behandlung, die sich wesentlich besser bewährte. Völlig unverständlich war mir der sogenannte blinde Gehorsam. Ich konnte nie begreifen, weshalb man einen Befehl befolgen sollte, dessen Sinn nicht vorher erläutert wurde. Ich habe oft mit meinen Vorgesetzten, die ja nicht viel älter waren als ich, darüber diskutiert. Meine Vorstellung von einer vernunftgemäßen Überzeugungsarbeit hätte sich natürlich im schnellen militärischen Einsatz nie verwirklichen lassen. Aber bei den Pimpfen?

Es gab verschiedene Einrichtungen, für die öffentlich auf der Straße mit der roten, verplombten Sammeldose gesammelt wurde. Besonders zum Wochenende zogen wir an die öffentlichen Plätze, wo sich die meisten Fußgänger bewegten, indem wir laut mit den Münzen in den Büchsen klapperten und als Belohnung für die Spende kleine Blechabzeichen, Fähnchen oder aus Kunststoff gepreßte Miniaturfiguren verteilten. Auf diese

Weise konnten Volksgenossin und -genosse ihr Scherflein zur Kriegsgräber-Fürsorge oder für das Volkstum im Ausland oder für das Winterhilfswerk beisteuern. In der Schule wurden auch kleine Heftchen mit Sammelmарken ausgegeben, die als Spendenschein an die Hausbewohner „verkauft“ wurden. Wir klapperten die Häuser ab, liefen treppauf, treppab und klingelten an jeder Tür. Je nach Wert wurden die Marken für 30 oder 50 Pfennige, auch für eine Mark abgegeben. Der Spender konnte die Marke dann an die Wohnungstür heften, um nachfolgenden Sammlern zu zeigen, daß er schon gespendet habe. Dabei machten wir die Erfahrung, daß die ärmeren Leute bereitwilliger spendeten als die wohlhabenden. Für beide Sammler-Systeme, Dose oder Heft, entwickelte sich natürlich bald ein Wettkampf zwischen uns Jungen. Wer das meiste Geld gesammelt hatte, war der Sieger. Mit gewissenhafter Buchführung wurden die Hefte vom Hausmeister der Schule oder einem Lehrer abgerechnet. Die roten Sammelbüchsen wurden im Parteibüro abgeliefert, wo sie unter Zeugen geöffnet und ihr Inhalt gezählt wurde. Das Sammelsystem mit den roten Dosen inspirierte einen Kameraden und mich zu einer privaten Spenden-Aktion. Wir nahmen aus Mutters Küchenschrank die rot-emaillierten Milchtöpfe mit Griff, wie sie in den Haushalten damals üblich waren, und versahen sie oben mit einem Pappdeckel, in den wir einen Schlitz für die Münzen geschnitten hatten. Dann gingen wir auf Sammeltour und überzeugten die freundlichen Hausfrauen davon, daß ihre Spende für den nächsten Kameradschafts-Abend unserer Pimpfen-Einheit bestimmt sei, was auch tatsächlich zutraf. Trotz des Erfolges dieser Methode wurde sie nie mißbraucht. Der Chef meines Vaters, ein erfolgreicher Handelsvertreter, dem ich von unserer Privat-Aktion erzählte, war von der Idee so begeistert, daß er mir eine große kaufmännische Karriere prophezeite.

Im Übrigen bestanden unsere Pimpfen-Einsätze darin, Altmaterial zu sammeln oder - im Hinblick auf den kommenden Brandbombenkrieg - Böden und Keller der Lindener Bevölkerung zu entrümpeln. Wir halfen auch den älteren Mitbürgern, die damals Volksgenossen genannt wurden, Sandkisten und Wassereimer vor die Wohnungstüren zu stellen und sie mit Feuerpatschen und Schaufeln zu versorgen, um sie auf die zu erwartenden Luftangriffe vorzubereiten. Zur Ankündigung solcher Aktionen marschierten wir im Gleichschritt singend durch die Straßen, voran der Fanfarenzug mit Trommeln und Fanfaren und vor der Mannschaft natürlich die Fahne. Im Osteroder KLV-Lager durfte ich aufgrund meiner stämmigen Konstitution die Fahne vorantragen. Sie mußte von den Passanten mit erhobenem Arm begrüßt werden. Ich weiß gar nicht mehr, wie sich schnell vorbei eilende Hausfrauen und Rentner verhalten haben. Jugendliche Zivilisten, die auf dem Bürgersteig verharren und uns, Hände in den Hosentaschen, herausfordernd ohne Gruß passieren ließen, wurden hin und wieder von den Stärkeren unter uns, die dann schnell aus dem Glied sprangen, ergriffen und zum Gruß gezwungen.

Die neue Klasse, in die ich nun als Wiederholer eintrat, wurde von einer Dame geleitet. Frau Marianne Steinmetz war zwar als Mittelschullehrerin ausgebildet, aber zur Behebung des Lehrermangels und nicht zuletzt auf Grund ihres besonderen Engagements an das Realgymnasium berufen worden. Sie übernahm die Fächer Deutsch, Englisch und Latein. Die Kollegen, auf die sie hier stieß, waren aus Altersgründen nicht mehr zum Wehrdienst einberufen. Sie verfolgten die Arbeit der neuen Kollegin zunächst kritisch; denn für diese Schule war die Berufung einer Frau zur Klassenleiterin ungewöhnlich. Sie selbst durfte darin eine besondere Auszeichnung sehen, eine Herausforderung, der sie sich mit besonderem Eifer bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit stellte. Marianne Steinmetz war außerordentlich fleißig und sie muß auch pädagogisch befähigt gewesen sein; denn der Jahrgang, den sie die ersten vier Oberschul-Jahre hindurch begleitete,

hat ihr viel Wissensvermittlung zu verdanken. Nach meinem Empfinden aber strahlte sie keine Wärme aus. Vielleicht erwartete ich von einer Frau eine herzliche, eher mütterliche Ausstrahlung. Doch das war wohl zuviel verlangt. Sie hatte keine Kinder. Mit ihren randlosen starken Brillengläsern und einer Haken-Nase sah sie im Profil den zwei Papageien, die sie liebte und hegte, nicht unähnlich.

An ihrer allgemeinen Bildung habe ich aus heutiger Sicht meine Zweifel. Als Deutsch- und Englisch-Lehrerin hätte sie doch keine geradezu blinde Nationalsozialistin sein dürfen. Hatte sie denn weder Thomas und Heinrich Mann noch Stefan oder Arnold Zweig gelesen? Hätte sie nicht die Liste der verbotenen und verbrannten Bücher, der verfolgten Schriftsteller nachdenklich machen müssen? Und auch die Beschäftigung mit englischer Literatur hätte doch ihren Horizont erweitern müssen? Mit ganzer Kraft, vielleicht aus Dankbarkeit für ihre Berufung, hat sie sich dagegen für die Vermittlung des amtlich verfügbaren ideologischen Gedankengutes eingesetzt.

Ihre Nerven und damit ihre Gesundheit wurden auf eine harte Probe gestellt, als sie mit 35 Jungen, die zwischen dreizehn und vierzehn Jahre alt waren, als Klassen- und Lager-Leiterin in ein KLV-Lager nach Osterode am Harz (Kinderlandverschickung) ziehen mußte. Sie war vom Nationalsozialismus geradezu besessen und las während unserer Lagerzeit sonntagsmorgens in einer Art Morgenandacht aus Hitlers „Mein Kampf“ vor. Für uns nicht weiter schädlich, weil wir erstens das krause Zeug kaum verstanden, zweitens an dieser Lektüre nicht sonderlich interessiert waren und drittens nach dem Fall von Stalingrad und dem zunehmenden Bombenkrieg, auch unter dem Einfluß unserer Mütter, nicht mehr auf einen Endsieg hoffen konnten. In jenen Sommermonaten (am 20. Juli 1944) fand übrigens das Attentat in der Wolfsschanze auf den Führer statt. Daß es mißlang, hat meine ebenfalls evakuierte Mutter im Kreise wohlgenährter Bauersfrauen mit großem Bedauern kommentiert, wofür diese keinerlei Verständnis aufbringen konnten.

Frau Steinmetz wurde von uns bösen Buben „Minna“ genannt. Ein Name, der in jenen Tagen besser zu einer Putzfrau, denn zu einer Oberschullehrerin gepaßt hätte. Allein das hierin zum Ausdruck kommende Standesgefälle mußte Minna kränken. Schön, wenn schon ein Spitzname, dann doch wenigstens Elisabeth, mit englischem „th“, weil sie uns doch in dieser Sprache unterrichtete. Völlig von Sinnen muß die Arme gewesen sein, als sie uns im Deutsch-Unterricht die Aufgabe stellte, den „Charakter des jüdischen Menschen“ am Beispiel Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ im Vergleich zu dem in dem Nazi-Hetz-Film dargestellten „Jud Süß“ zu erläutern. Es sollte dabei ein solch irres Charakteristikum herauskommen, wonach der jüdische Mensch schlechthin rachsüchtig, raffgierig, blutrünstig, grausam, hinterhältig und brutal, kurz abscheulich sei. Mehr Schlechtigkeit auf einmal ging nun wirklich nicht. Ein idiotisches Konzept, mit dem die Propaganda den Judenhaß schürte und den Genozid zu begründen suchte. Daß Marianne Steinmetz sich diese Irrlehre zu eigen machte, läßt mich an dem Menschenbild unserer Lehrerin und ihrer Eignung als Pädagogin zweifeln. Als ihr Schüler empfinde ich heute Scham bei der Erinnerung daran, daß ich mit dieser rabulistischen „Charakteristik“ im Deutsch-Aufsatz eine „sehr gut“ kassierte und mehr noch darüber, daß ich dank meiner Schauspielerbegabung den „Jud Süß“ des Ferdinand Marian zur Begeisterung meiner Kameraden immer wieder nachäffen mußte.

Der Unterrichtsbetrieb im KLV-Lager glich dem eines Internates. Meine Neigung, andere Typen darzustellen, gab den Ansporn zu kleinen Theater-Abenden, in denen wir selbst-

getextete Stücke nach Vorlagen von Fritz Reuter oder frei erfundene Sketche aufführten. Wenn ich nach einem Filmbesuch in der Stadt sonntagsabends ins Lager zurückkam, mußte ich meinen Kameraden Handlung und Darstellung in allen Farben schildern. Das geschah natürlich nach Eintritt der Bettruhe. Mein Publikum waren die sechs Mann der Stubenbelegschaft, die meiner Darstellung dann in ihren Betten ergriffen oder in Lachkrämpfen folgten. Daß wir einen weiteren Zuhörer hatten, der dieser dramatischen Erzählung auf dem Flur lauschte merkten wir erst, als mir Minna eines Tages ein Kompliment machte. Angeregt durch meine Schilderung habe sie sich den Film angesehen, der aber bei weitem nicht so spannend gewesen sei, als ich ihn dargestellt habe. Nachdem die Lehrerin meine Begeisterung für das Theater entdeckt hatte, sah "Minna" immerhin großzügig darüber hinweg, wenn ich mich hin und wieder mit einem Reclamheft allein auf die Bude schlich, um daraus zu deklamieren. Ich bin unserer unvergessenen Minna heute dankbar dafür, daß sie meine bescheidenen Künste mit einer guten Zensur in Deutsch belohnte, die ich solange vergeblich angestrebt hatte.

Die Erinnerung an die anderen Lehrer der ersten fünf Oberschulklassen ist im Vergleich zu den beschriebenen eher verblaßt. Mit liebevoller Sympathie denken wir an Heinrich (genannt Heini) Horstmann zurück. Wir hatten ihn in Erdkunde. In der Bewertung geographischer Darstellungen war er nicht immer einheitlich. In Ermanglung einer eigenen Zeichnung lieh ich mir die Arbeit eines Pultnachbarn aus und erhielt zu dessen Unverständnis eine bessere Note als der Urheber, der sein Copyright natürlich nicht reklamieren konnte. Heini Horstmann brachte auch den nicht so Strebsamen menschliches Verständnis entgegen. Die Blackengeblieben tröstete er mit dem Urteil des Weisen, daß zu einer rechten Karriere auch eine „Ehrenrunde“ gehöre. Im letzten Kriegsjahr verlor er seinen einzigen Sohn. Bald darauf starb seine Frau. Er konnte sein Los und die Schule nur noch mit Unterstützung durch das gute „Lindener“ ertragen, das er auch schon mal während des Unterrichts von einem hilfsbereiten Schüler aus der Eckkneipe gegenüber der Schule herbei schaffen lies.

Dann war da noch „Papa“ Lücke. Den Spitznamen müssen ihm Böswillige gegeben haben, um ihn quasi gegensätzlich, im Kontrast zu seinem eigentlichen Wesen, zu konterfeien. Jede hausbackene Väterlichkeit ging seinem Wesen ab. Er war vielmehr ein sehr gepflegter Nobelman, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Im feinsten Stoff, pepita-gemustert, ein weißes Tuch in der Revers-Tasche, seine haarlose Kopfhaut makellos glatt wie die oft zitierte Billard-Kugel, erteilte er „English“. Wieviel Mühe hat er sich gegeben, den Lindener Blagen, die ja schon im Deutschen mit dem klaren „A“ und dem reinen „ei“ ihre Probleme hatten („wahste beschah“ = weißt du Bescheid?), die korrekte Aussprache „in english“ beizubringen. Am Beispiel des amerikanischen Pioniers Daniel Boone, the backwoodsman, hat er es verzweifelt versucht. „Däihniil Buuhn the bäckckwuudsmäään.“ Es klingt noch heut in unseren Ohren. - Als er es wiedereinander mit uns einübte und dabei maßlos übertrieb, faßte mich, den Vorpupertären, ein solcher Lachkoller, daß ich nicht einhalten konnte und laut wiehernd und prustend bis zur Albernheit loskicherte. Das muß ihn denn doch getroffen haben. Er schnappte mich, legte mich mit Kopf und Oberkörper über die Bank und zog mir mit einem Rohrstock über den straff gespannten Hosenboden. Ich hab´ das nicht vergessen, kann´s ihm aber auch nicht verübeln.-´

Musikunterricht erteilte Oberlehrer Krebs, der wie jeder Vertreter seiner Zunft „Mozart“ genannt wurde. Ein gutmütiges Gesicht von weißen Locken gekrönt, entsprach seinem milden Wesen. Eine freundliche Scene schiebt sich in das Gedächtnis: Im sonnendurch-

fluteten Musiksaal sitzt „Mozart“ am Flügel und übt mit uns „Alle Birken grünen in Moor und Heid und der Brambusch schimmert wie Gold...“ In unserem KLV-Quartier mitten im Harzwald bei Herzberg wurde der Unterricht an sonnigen Tagen im kiesbestreuten Vorgarten des alten Hotels „Aschenhütte“ erteilt. „Mozart“ bewährte sich auch als Ersatzlehrer in Biologie.

Das KLV-Lager endete für uns nach Ablauf der vierten Klasse im Juli 1944. Wir 14 und 15jährigen kamen zurück in das zerbombte Hannover, um noch die restlichen neun Monate des Krieges und damit der Luftangriffe auf unsere Stadt zu erleben. Viele Schulen waren inzwischen zerstört. Wegen des Raum- und Kohlenmangels wurden die Klassenverbände verschiedener Schulen zusammengezogen. Im dunklen Winter, oft genug hatten wir Stromsperre, hatten wir nachmittags Unterricht in schlecht oder überhaupt nicht gelüfteten Räumen anderer Schulen. Die Vormittagsschicht hatte ihren mehr oder minder dicken Mief zurückgelassen. Die Heizungen waren dann schon abgestellt, und um die Wärme zu erhalten, mußten die Fenster geschlossen bleiben. Vom Fliegeralarm der Nächte ermüdet, in nassen Schuhen, deren dünne Sohlen der Schneematsch durchgeweicht hatte, und schlecht ernährt, versuchten wir dem Unterricht zu folgen. Die Lehrer selbst waren am Ende ihrer Kräfte. Ich erinnere mich, daß wir an einem solchen trüben Wintertag bei „Mozart“ die Schillersche Ode einübten: „Auf, auf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd, in das Feld in die Freiheit gezogen, im Felde, da ist der Mann noch was Wert, da wird das Herz noch gewogen.“ Und dann folgte noch „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen, als ein wackrer Kamerahad.“ Na, wenn das kein Ansporn war.-

Die Schüler der Klasse über uns wurden als Flakhelfer gebraucht. Die Älteren unserer Klasse kamen mit 500 weiteren hannoverschen Schülern im September nach Holland in die Nähe des kleinen Städtchens Deventer, um Panzergräben auszuheben. Ich habe über dieses Abenteuer an anderer Stelle berichtet. Begleitet wurden wir von unserem Zeichen- und Werklehrer Richter, der mit uns noch ein Jahr zuvor wunderschöne, weitfliegende Flugzeugmodelle gebastelt hatte. Als wir nach diesem Einsatz zurückkamen, hatte die Schule für uns ihre Bedeutung verloren. Die Luftangriffe häuften sich. Der Unterricht wurde jetzt auch schon vormittags durch Fliegeralarm unterbrochen oder fiel ganz aus. Von August '44 bis Februar '45 weist mein Zeugnis 114 Fehlstunden auf, die ja nicht ich, sondern die „vaterländische Pflicht“ (Panzergräben in Holland) verursacht hatte. Umso impertinenter der Eintrag dieser Zahl „114!“ mit Ausrufezeichen, den der Lehrer Dr. Kerll vorgenommen hat, mit dem Hinweis übrigens „Die Versetzung ist zweifelhaft. Bei Nichtversetzung muß er die Schule verlassen.“ Dieser fachlich außerordentlich qualifizierte Deutschlehrer, der mich übrigens gern als Rezitator für besondere Feierstunden einsetzte, hatte einen kurzen Bürstenhaarschnitt, weshalb er Igel genannt wurde und lispelte feucht, was ihm den Spitznamen Sabbel einbrachte. - Unvergessen auch Dr. Hentschel, ein auch mit abgeschabten Zivilklamotten immer elegant wirkender Gentleman, der Latein und Deutsch gab. Er sächselte stark, was im Lateinischen schon recht lustig wirkte, seinen Höhepunkt aber bei Schillerschen Gedichten wie dem Tauger erreichte., womit er sich den Namen „Daucher“ verdiente. -Mit dem Ende des Krieges, für uns also vom April '45 an, wurden die Schulen geschlossen. Erst am 26. November ging es wieder los.

Nun kamen neue Lehrer auf uns zu. Studienrat Walter Hilmer begleitete uns bis zum Abitur als Klassenlehrer mit den Fächern Mathematik und Physik. Studienrat Dr. Krüger, genannt Pyrrocho, übernahm Deutsch, Latein und Religion. Oberstudienrat Dr. Schubert

Biologie und Chemie. Studienrat Heinz Banz erteilte Englisch. Dr. Pape, ein Studiendirektor führte uns in Wirtschafts-Geografie ein. Ein alter Bekannter war für mich Studienrat Kornitzke, dem ich schon bei der Aufnahmeprüfung begegnet war. Dieser sympathische und stets korrekt gekleidete Junggeselle erteilte Geschichtsunterricht. Allen genannten sind wir zu großem Dank verpflichtet, weil sie bemüht waren, uns in den nun folgenden vier Schuljahren über den jetzt anstehenden Lehrstoff hinaus das zu vermitteln, was wir in den krausen Kriegsjahren versäumt hatten, und das war nicht wenig. Sie führten uns, die wir für unser Alter aufgrund der schweren Erlebnisse gereift und mit Blick auf die vor uns liegende Aufbauarbeit auch ernsthaft bemüht waren, auf ein Niveau, das nach Beurteilung fachkundiger Pädagogen seitdem in unserer Schule kaum je wieder erreicht wurde. Immerhin entstammen diesem Jahrgang zwei Mathematik-Professoren, zwei Bergassessoren, ein Tierarzt, mehrere Diplom-Kaufleute und -Ingenieure, ein akademischer Rat im Schulwesen sowie erfolgreiche Unternehmer, Landwirte, Banker, Post- und Sparkassendirektoren, Manager und Dozenten.

Wir sehen die Lehrer, die nach dem Krieg auf uns zukamen noch deutlich vor uns: Am beliebtesten war vielleicht der gute Hilmer, ein rothaariger Buxtehuder, das blasse Gesicht zerknittert, mit einer breiten, das „r“ betonenden Aussprache. Bescheiden, warmherzig, um Gerechtigkeit bemüht, der auch dem mathematisch Unbegabten mit Verständnis und Mühe entgegenkam. Humorvoll. Die projektive Geometrie erläuterte er: „Wenn wir jetzt einen Hut in die Sonnenstrahlen halten, sehen Sie an der Wand die Ellipse.“

Unter die Lehrer wie unter uns Schüler mischten sich jetzt immer mehr Ost-Vertriebene, die alles verloren hatten. In abgerissener, geflickter Kleidung, unterernährt und entkräftet standen sie vor uns. Aber während wir das bei den Gleichaltrigen nicht als so dramatisch empfanden, wir waren ja selbst nur schäbig gekleidet und eher blaß und abgemagert, beeindruckte uns das ärmliche Erscheinungsbild unserer Lehrer stärker und weckte sogar eine Art Mitgefühl.

Bei der Ausgabe der von den Amerikanern gestifteten Schulspeisung standen wir in der großen Pause mit unserem Eßgeschirr, das aus Töpfen, Blechdosen oder einfachen Schalen bestand, auf dem Schulhof in Schlange vor den Kanistern. Abwechselnd wurden Schüler zum Ausgabedienst eingeteilt. Mit der Kelle erhielten wir unseren Schlag dicke Milch-, Schokoladen- oder auch Erbsen- und Bohnen-Suppen. Hinter uns reihten sich dann auch die Lehrer mit ihren Kochgeschirren ein. Löffelnd bildeten wir auf dem Schulhof eine große Gemeinschaft der Suppenschlürfer, leicht nach vorn gebeugt, damit nichts auf den Anzug tropfte, über die Brille das Geschehen verfolgend und schnell essend, um vielleicht noch einen Nachschlag zu erhaschen. Wenn noch etwas in den Behältern übrig geblieben war, hatte auch die Lehrerschaft keine Hemmungen, sich nochmals einzureihen. Es kam vor, daß ein Assessor mit großen Augen an den ausgehenden Schüler herantrat, um ihn zu bitten, ihm doch noch den kleinen Rest für seine junge Familie mitzugeben.

Bei Dr. Krüger zeigten sich überdies die ersten Anzeichen der Parkinsonschen Krankheit mit dem typischen Kopfwackeln und Händezittern. Haben wir das immer genügend respektiert? Wenn der Hochgewachsene die Beine übereinanderschlug, wurde zuweilen der Bindfaden sichtbar, mit dem er die Sockenhalter verlängert hatte. Und zum Flickken der Strümpfe gab es kein Garn. Für uns wahrlich kein Grund zum Grinsen. Uns selbst ging es ja nicht besser. In Ermanglung eines Oberhemdes trug ich Ausgebombter

zum Beispiel einen weinroten Pullunder mit der Rückenseite nach vorn, um den Halsansatz zu bedecken. Den so nach hinten gerichteten Ausschnitt hatte ich mit zwei angenähten Bändern etwas enger geschnürt. Darüber einen schwarz gefärbte Bluson der britischen Army, dazu eine kakifarbene Hose aus amerikanischen Armeebeständen und die typischen Ami-Schnürstiefel mit dicken Gummisohlen, um die ich mit Recht sehr beneidet wurde, weil man sie so wundervoll elastisch federnd und leise abrollen konnte.

Dr. Krüger unterrichtete uns in Deutsch, Latein und Religion. Der deutschen Literatur, insbesondere der dramatischen, galt mein besonderes Interesse. Mit meiner Begeisterung konnte ich den Germanisten bald gewinnen. Er gestattete mir, gemeinsam mit ein paar Gleichgesinnten die ein oder andere Deutschstunde zu gestalten. Wir stellten dann ein „Literarisches Schatzkästchen“ zusammen und lasen mit verteilten Rollen von uns ausgewählte Prosa und Gedichte. Der Lehrer lehnte dann am Fenster und hörte uns aufmerksam, manchmal angerührt zu. Der Krieg lag gerade hinter uns. Einige hatten den Vater, den Bruder verloren. Die meisten waren ausgebombt oder aus ihrer Heimat vertrieben. Wir hatten Trümmer und Tote gesehen und waren jetzt in dem Alter, wo ein junger Mensch nach dem Warum und nach Gott fragt. Dr. Krüger hatte Verständnis, wenn wir mit dem Hungerpastor Wilhelm Raabes wenig anzufangen wußten und uns Wolfgang Borchert mit seinem Heimkehrerdrama „Draußen vor der Tür“ sehr viel näher stand.

Eine kleine Episode am Rande. Im Religionsunterricht fragte Dr. Krüger unseren Klassenkameraden, der aus dem Neuen Testament zitieren sollte: „Klages, warum ist gerade diese Stelle so wichtig?“ Der überraschte Wolfgang blickte etwas verdutzt, um dann zu erwidern: „Weil's fett gedruckt ist, Herr Studienrat.“ Der unvergessene Wolfgang ist später evangelisch-lutherischer Pfarrer geworden und hat viele Jahre bei Herrhausen nahe Seesen am Harz drei Pfarrstellen betreut.

Zu unserer Zeit wurde der Religionsunterricht durch weltanschauliche Arbeitskreise ergänzt. Der alte Herr, von den Kriegsfolgen selbst gebeutelt, brachte uns kritischen Geistern viel Verständnis entgegen. In evangelisch-lutherischer Tradition stand er fest auf seinem christlichen Glauben. Wir vermochten ihm, nach dem, was wir erlebt und erfahren hatten, nur bedingt zu folgen. Er diskutierte leidenschaftlich mit uns, wobei er unsere Standpunkte durchaus respektierte. Mir waren die „Welträtsel“ von Ernst Haeckel in die Hände gefallen. (Ich hatte sie in einem Antiquariat gegen amerikanische Zigaretten eingetauscht.) Die atheistischen Thesen dieses Naturwissenschaftlers und Mitbegründers des philosophischen Materialismus aus dem vorigen Jahrhundert, der die Existenz eines persönlichen Gottes in Frage stellt, haben mich damals sehr gefesselt. Dennoch versuchte der Lehrer nicht, mich zu bekehren, sondern würdigte als Pädagoge unsere hingebungsvolle und ernsthafte Beschäftigung mit der Frage nach dem Warum. Im Deutschunterricht sowie im „Philosophischen“ war ich durchaus sein Mann. Mit Stolz durfte ich in der über uns stehenden Oberprima ein Referat über Georg Büchner wiederholen, das ich erfolgreich im Pensum unserer Stufe erarbeitet hatte. Große Anerkennung wurde mir zuteil mit der Niederschrift meines Werdeganges. Hier handelt es sich um einen Lebensbericht, den wir als Abschluß und quasi als Beweis unserer Reife zum Abitur ablieferten. Im Vergleich zu meinen Klassenkameraden hatte ich durch meine familiäre Situation und durch die während des Schulausfalls in einigen Jobs gemachten Erfahrungen (u.a. Dolmetscher bei der hannoverschen Kriminalpolizei, Reporter des Messefunks) bereits eine gewisse Reife erlangt, die mich zu einem Erlebnisbericht befähigte, wobei ich versucht habe, die verschiedenen Episoden meines noch jungen aber

doch schon recht bewegten Lebens in unterschiedlichen Stilformen (Sturm und Drang, lyrische Romantik, Expressionismus, moderne Sachlichkeit) darzustellen. Der Aufsatz wurde als besonders anerkannt und als Muster an die Lehrerschaft weitergereicht.

Nur in Latein mußte sich Dr. Krüger überwinden, mir wenigstens ein „Befriedigend“ mit auf den Weg zu geben. Bei Fragen, die er reihum an die einzelnen Schüler stellte, war er fair genug, mich zu übergehen. Heute bedauere ich, daß ich damals zu faul oder zu abgelenkt war, fleißig Vokabeln zu lernen und Grammatik zu üben. Mich peinigten andere Gefühle und Bedürfnisse. - Jahre später traf ich diesen Lehrer, dem ich viel zu verdanken habe. Als er wir uns in der Stadt begegneten, zog er sich, in einer für ihn charakteristischen Geste mit der zitternden Hand am Hals und fragte, wo ich denn nun studiere. Als ich ihm sagte, daß ich dem schnöden Mamon nachjage, um meine Familie (Mutter und Schwester) mitzuernähren und deshalb als Werbeassistent in einer Mineralölgesellschaft arbeite, also Erdöl verkaufe, schüttelte er enttäuscht den Kopf. Danach hat er mich dann aber mit seiner stattlichen Tochter auf einem Messestand der Exportmesse besucht und fand durchaus Gefallen am Wiederaufbau unserer Wirtschaft.

Unser ebenfalls unvergessener Chemie- und Biologie-Lehrer Dr. Schubert mußte an zwei Stöcken gehn. Seine Füße waren auf der Flucht erfroren. Bei dieser Behinderung stand er auf einem Stock balancierend vor der Tafel und skizzierte Querschnitte von Tieren und Pflanzen. Wenn er ging, hielt er seine Mappe unter den Arm geklemmt. Unmittelbar vor meiner mündlichen Abschlußprüfung traf ich ihn vor dem Stehbecken der Herrentoilette in einer entspannenden Situation. Er sah mir meine Aufgeregtheit an. „Das Abitur mag Ihnen wie eine Quälerei erscheinen. Aber Sie werden hinterher sehen, daß ein bestandenenes Examen ein wichtiger Kraftquell für das ganze Leben ist.“

Oberstudienrat Heinz Banz, unser Englischlehrer, war ein beweglicher, sympathischer Mann mittleren Alters. Er war und wirkte jugendlicher als seine Kollegen, was durch die von ihm anstelle üblicher Krawatten bevorzugten, hübsch gemusterten Fliegen noch unterstrichen wurde. Respekt- und gnadenlos, wie Schüler nun einmal sind, nannten wir ihn „Schlacker“, weil er wegen einer Sehnenverletzung ein Bein locker schlendernd nachziehen mußte. Hinter den Brillengläsern blinzelten seine Augen freundlich, wobei ein leicht spöttischer Ausdruck dadurch hervorgerufen sein mochte, daß er für das englische „th“ seine Lippen nach vorn spitzte. Ihn habe ich im Gegensatz zu den anderen Herren als unbeschwert, frisch und frohgelaunt in Erinnerung. Sein Schwung war motivierend, sein Urteil gerecht und eher aufbauend als entmutigend. Den Unterricht gestaltete er modern, weil er nicht nur klassische Texte vermittelte, sondern auch aktuelle Meldungen aus englischen Zeitungen oder auch von der BBC behandelte.

Dem schriftlichen Abschluß folgte die mündliche Prüfung, an die ich mit Freude zurückdenke. Der Klassenlehrer Walter Hilmer hatte mit einem Zettel am Fenster gestanden, um auf unsere neugierig drängenden Fragen zu antworten, in welchen Fächern wir denn wohl geprüft würden. Er beschränkte sich auf einige vage Andeutungen. Das Sonnenlicht schien von hinten durch den Zettel hindurch. Im Namensalphabet war ich der Zweitletzte. Nach mir kam nur noch T für Schorse Troll. Und in der Tat, ich meinte in der vorletzten Zeile in Spiegelschrift ein D für Deutsch, ein E für Englisch und ein G für Geschichte zu erkennen. Absicht oder nicht, Wagnis oder Trugschluß, ich hatte, wohl auch in richtiger Einschätzung meiner Zeugnisssituation, richtig geraten.

Die Prüfung fand in einem Raum Parterre links, gleich hinter der Eingangsempore, statt.

Die Lehrerschaft mit Direktor und Schulrat saßen in den Stufen-Bänken des kleinen Hörsaales. Der Delinquent saß unten vor einem Tisch, daneben stand der Prüfer. Im gegenüberliegenden Klassenzimmer warteten wir, je nach Temperament mehr oder weniger bedrückt, auf jeden Fall mit beschleunigtem Puls, bis wir einzeln von dem jeweiligen prüfenden Lehrer abgeholt wurden.

In Deutsch bei Krüger hatte ich keine Probleme. Ich hielt einen Vortrag über den Naturalismus, kam dann auf die zeitgenössische deutsche Literatur, ging ausführlich auf die in der Hitlerzeit verbotenen Schriftsteller, die Mann's, Werfel, Zweig's, Brecht ein und erläuterte kurz das aktuelle Werk eines systemkritischen russischen Dramatikers, dessen Name mir leider entfallen ist. Auch die Prüfung in Geschichte bei Kornitzke brachte ich gut über die Bühne. Ich hatte mich sehr sorgfältig mit der französischen Revolution befaßt, mußte mich aber zu meinem Leidwesen ausführlich mit einer trockenen Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von Wirtschaftsformen (Natural-, Tausch-, Geldwirtschaft) befassen. Immerhin, es klappte recht gut.

Als letzter Prüfer erschien dann für mich Heinz Banz. Er holte mich aus dem Wartezimmer. Für ein paar Schritte über den Flur war ich mit ihm allein. Dem unkomplizierten Lehrer gegenüber faßte ich mir ein Herz: „Ach übrigens, Herr Studienrat, Shakespeare! Shakespeare hat mich immer besonders gefesselt und interessiert. Einige seine Monologe habe ich auswendig gelernt.“ Er sah mich augenzwinkernd von der Seite an und meinte: „Na, wir woll'n mal sehn wie's so läuft.“ Zunächst mußte ich mich im Prüfungsraum an einen Fensterplatz setzen und einen englischen Text durchlesen, während noch ein anderer Schüler geprüft wurde. Diesen Text, es ging um etwas Geologisches, sollte ich nur vorlesen. An der Art meines Vortrages wollte man erkennen, daß ich ihn verstanden hatte. Das gelang mir bis auf das Wort „surface“ - Oberfläche -, daß etwa „Böhfiß“ ausgesprochen wird. Ich war diesem Wort zuvor noch nie begegnet und versuchte es mit „suhre'is“. Peinlich.- Ich bekam noch einen anderen Text, den ich, diesmal ohne Vorbereitung gleich aus dem Stand übersetzen mußte. Das gelang. Und dann fragte Banz. „Tell us something about Shakespeare. About his time, his works.“ Jetzt war meine Stunde gekommen. Die im Lehrstoff aufgeteilten, berühmten drei Perioden seines Schaffens, hatte ich noch weiter untergliedert, und ich zählte sie ungefähr in der Zeitfolge ihrer Entstehung auf: die frühen Lustspiele, die Königsdramen, die Liebestragödien, die Römerdramen, die Romanzen...“ „Well, do you know something by heart out of these dramas, a monologue., a poem...?“ „If you'll agree I'd like to give the speech of Polonius to his son Laertes before going to France. Hamlet, Act I, scene III - And these few precepts in thy memory look thou character: Give thy thoughts no tongue, nor any unproportion'd thought his act...“ Als ich zum Schluß gekommen, der endet mit „This above all - To thine own self be true, and it must follow, as the night the day, thou canst not then be false to any man. Farewell ...“, da war schweigende Ergriffenheit zu spüren bei meinem Publikum. Man hätte die berühmte Stecknadel fallen hören können. Einige Lehrer putzten ihre Brillengläser. Von der erhöhten letzten Bankreihe schwang sich mein guter, alter Bio-Lehrer Schubert an seinen Stöcken Stufe für Stufe herab, drückte mir mit beiden Händen die Rechte. Er hatte Tränen in den Augen. Heinz Banz nickte mir Anerkennung zu. Ich hatte gesiegt und durfte die „Bühne“ verlassen.“

Während der Abschlusfeier im Musiksaal der Schule, zweiter Stock, hinten links, wartete unten vor dem Schulgebäude ein Dienstwagen der Messe auf mich, um mich zu meinem ersten Job zu fahren. Unsern Gesang hatte ich noch in den Ohren: „Nun zuletzt geben wir dir jetzt auf die Wand'ring das Geleite.“